

Nach dem Sturme.

Roman von W. Kren.

(8. Fortsetzung.)

Es war eine stillste Winternacht. Vom Himmel leuchteten Millionen funkelnder Sterne, und auf der weiten Erde lag eine stedenlose Schneedecke. Noch tummelten sich viele Menschen in den Straßen, viele Fenster waren erleuchtet, und der Eindrud des Ganges verlebte ihn heute zum ersten Mal in eine rechte Weihnachtsstimmung.

An der Ecke der Esplanade blieb er stehen, ungewiß, ob er nach rechts oder links einbiegen sollte, d. h. ob nach Hause oder zu seinem Freunde, den Konful. Er trat in den Lichtkreis einer Laterne und sah nach der Uhr; es war noch früh und da begann auch das herrliche Glodenspiel des alten Petrichurmes und ließ einen Chor weit über die Stadt hin erschallen. „Ich will auch Weihnacht feiern!“ sagte sich der junge Mann in freudiger, erregter Tone und bog nach links ein. Fünf Minuten später stand er vor der Villa Wendhoef.

Die Herrschaft lag noch beim Nachtschlaf, meldete der Diener und empfing schmerzhaft das reiche Geschenk, welches Matta in Gestalt eines Goldstückes ihm in die Hand gleiten ließ. „Sie wird sich sehr freuen.“ Damit nahm er dem Gaste den Burschen ab und war im Begriff, die Thür des Speisezimmers zu öffnen. „Gut!“ rief der junge Mann, „ist Besuch da, Franz? Es scheint sehr lebhaft herzugehen!“

„Ja,“ bestätigte der Diener, „die Herren vom Geschäft sind da, und der Sekretär und dann die Schwester der Frau Konful mit ihrem Manne.“ Damit rief er die Thür auf, und Matta trat ein.

Er wurde mit lautem Jubel vom Hausherrn, mit freudigstem Lächeln von der Hausfrau empfangen, die ihm beide Hände reichte.

„Das ist brav, Matta,“ sagte sie, „eben sprachen wir von Ihnen, und Wendhoef hat in der sicheren Erwartung Ihres Besuches sogar geordnet, den Weihnachtsbaum zum zweiten Mal anzuzünden, damit er uns beim Defekt leuchtet.“

„Stehst Du, daß ich Recht hatte!“ rief der Konful erfreut. „Aber nun, besser Matta, lassen Sie sich mit unsern Geschwistern betanzen machen, die gestern aus Kiel zum Besuch gekommen sind. Also hier; Herr Matta, Wieder in Spe, hier meine fürtreffliche Schwägerin, Frau Rissen, und hier unser Schwager, Herr Rissen; die Herren des Komptoirs kennen Sie ja sämtlich, aber mit Herrn Schiner, dem Sekretär des Komptoirs, muß ich Sie noch bekannt machen — Herr Matta, von dem ich neulich mit Ihnen sprach.“

Nach benötigter Vorstellung mußte sich Matta zwischen die beiden Damen legen.

„Wie die Perle im Golde!“ bezeichnete die hübsche Frau aus Kiel, die ihrer Schwester fast zum Verwechseln ähnlich war, welche ichternhaft ein großes Stück Marzipan auf den Teller ihres Gastes legte, während Franz den Champagner in den spitzen Kelch gab.

„Auf Ihr Wohl! Klein geschrieben, besser Matta,“ sagte Frau Wendhoef und stieß mit ihm an. Er nickte nur, aber ein freudiger Strahl brach aus seinem Auge; und als nun die Flügeltüren sich öffneten und ein prächtiger Tannenbaum im Glanze zahlreicher Wachskerzen sichtbar wurde, da dankte er innerlich aus vollem Herzen und sagte:

„Nun weiß ich auch, daß heute Weihnacht ist!“

Die Gesellschaft hatte sich erhoben und war in das festlich geschmückte Zimmer getreten, aber Frau Wendhoef hielt den jungen Mann zurück. „Weiben Sie noch einen Augenblick, Matta, und erzählen Sie, wie war's heute Abend bei Schenten?“

„Nicht, verstimmt!“ erwiderte er, „Wieder hatte man nicht bedacht — aus betannten Gründen, und die beiden alten Herren waren ausgeblieben — aus unbekanntem Grund.“

„Darüber kann ich Ihnen Auskunft geben;“ sagte sprach gestern meinen Mann an der Börse und war ganz empört — nun, über das Benehmen meines Prinzipals gegen Sie und gegen uns.“

„Wegen Sie auch?“

„Weiß, Elfe darf nicht mehr zu uns kommen!“

„Ich weiß es,“ sagte Matta kleinlaut, und weh auch den Grund; es ist zu erbärmlich.“

„So erbärmlich!“ wiederholte die junge Frau, „daß ich mir in den nächsten Tagen Genußgahrung verschaffen werde. Ich will nämlich an Frau Schenten schreiben und in der nächsten Woche bitten, daß Elfe mit am 29. Dezember Abends beladen darf. Natürlich lehnt man ab, und dann gehe ich hin und sage der Schenten unerbittlich meine Meinung.“

„Wenn Ihnen das nur nicht mehr Hergebräut als Erhöhl,“ warnte Matta, „es soll mir sehr leid thun, wenn Sie unzufrieden sind.“

„Das thut ich mir nicht an,“ unterbrach ihn Frau Wend-

hoef, „und um Fräulein Westermanns willen, die wir unter unsern Schutz genommen haben; doch jetzt genug davon, wir wollen uns den heutigen Tag nicht verderben. Können Sie Schweigen, Matta?“

„Aber, Frau Wendhoef! So wenig Vertrauen?“ Der junge Mann war ganz roth geworden.

„Gut!“ sagte die Dame lachend. „Ich habe ein kleines Weihnachtsgeschenk für Sie, hier in meiner Tasche, gut verpackt und versiegelt. Hier ist es, steden Sie es ein und öffnen Sie es erst, wenn Sie zu Hause sind; aber sagen Sie Niemand ein Wort davon, hören Sie? Wollen Sie das versprechen? Ja? Gut; jetzt führen Sie mich hinüber, ich glaube, für Sie ist auch ein Plätzchen auf dem Weihnachtstische bestimmt.“

Es war längst Mitternacht vorbei, als Matta das gastfreie Haus verließ, um heimzukehren. Am Himmel zogen bide Wolken dahin; der Wind trieb ihm den feinen Schnee entgegen; kelter hüßte er sich in seinen Mantel, und plötzlich fühlte er das Mädchen, welches in der Brusttasche steckte. Was mochte das enthalten?

Hastiger schritt er zu, und in der warmen Stube angelangt, wo die Lampe so gemüthlich brannte, reichte er seinem alten Pietro Hut und Mantel und öffnete dann das Mädchen. Ein kleines goldenes Medaillon leuchtete ihm entgegen, und als er den Deckel zurückschlug, erblickte er das trefflich gemalte Köpfchen des Mädchens, das ihm so über Alles theuer war. Auch ein Zettel von der Hand der Geberin lag bei:

„Lieber Matta!
Nur mein Mann und ich wissen davon. Fräulein Anna darf es nie erfahren. Sie hatte sich für ihre Mutter von A. malen lassen, und von diesem erwarb ich, unter dem Siegel ewiger Verschwiegenheit, eine Kopie. Sind Sie mit mir zufrieden?“

Elle Wendhoef.
„Das ist mein schönstes Geschenk heute!“ sagte er allsüchlich.

Neuntes Kapitel.

Frau Wendhoef hielt Wort. Am zweiten Feiertage schrieb sie sehr artig an Frau Schenten, daß um Elfe's Besuch zum 29. Dezember Abends und ver sprach, das junge Mädchen rechtzeitig und sicher nach Hause geleiten zu lassen.

Die Antwort kam sofort und lautete, wie zu erwarten, abschlägig; aber das nicht allein, sie war auch unartig, ja beleidigend.

An ihre Tochter, erwiderte Frau Schenten, trete nunmehr die Verpflichtung heran, sich der Sorge um den Hausstand eifriger anzunehmen als bisher, und daher müsse sie ihren Umgang auf die Familien beschränken, die ihre Eltern als pössend bezeichneten.

„Hörere Dich nicht,“ sagte der Konful zu seiner Frau, „laß die Person laufen; mir thut zwar das liebe Kind leid, und ebenso der Doktor Binder, aber im Grunde, was gehen die Beiden uns an?“

„O nein!“ protestirte seine Frau, „so lasse ich mich nicht abfertigen. Die unverkämte Person verbierte ihrer Tochter mein Haus, weil der Verkehr mit uns ein unpassender sei, und beleidigt uns und unseren Gast, Fräulein Westermann, deren Vater Herr Schenten aus irgend einem Grunde nicht leiden kann; das lasse ich mir nicht gefallen!“

Die junge Frau hatte sich ganz warm gesprochen und blühte fragend Schwester und Schwager an.

„Ach, stime Dir vollkommen bei,“ sagte Frau Rissen, „ich wenigstens ginge zu ihr hin und machte ihr den Standpunkt geböhrig klar.“

„Was Dir nicht schwer werden würde,“ lachte der junge Chemann. „Aber Du hast recht, Kind, ich thäte es auch, obgleich es vielleicht vortheilhafter wäre, die Sache gänzlich zu ignoriren.“

„Was geschehen soll, mag Elfe bestimmen,“ entschied Herr Wendhoef. „Im Nothfall rede ich auch ein Wort mit, und ich glaube fast, daß sich sehr bald Gelegenheit bieten wird, Herrn Schenten erfolgreich die Fäden zu weihen, wenn er sie uns weilt.“

„Wie meinst Du das?“ fragte seine Frau.

„Er hat wieder Unglück gehabt mit einem Schiffe,“ erwiderte der Konful, „und wird mädlicher Weise meinen Rath oder Einfluß beanpruchen; wenigstens vermute ich das nach einem Briefe, den ich heute von James Wendhoef, unserm Vetter, aus New York erhielt.“

„Ah das der betannte Seelketer in New York?“ fragte Rissen.

„Der selbe,“ erwiderte der Konful. „Er erkundigt sich bei mir nach J. D. Schenten & Co. wegen eines Projectes, dessen Ausführung Kapitän Burns von der Barst „Hammonia“ ihm angetragen hat. Die Barst war nämlich für eine bestimmte Reite verhört und sollte von Matanzas auf hier mit Hartholz und Andas kommen. Nun aber war in Matanzas die volle Ladung noch nicht beisammen — die po-

litischen Wirren auf Cuba mögen das verhindert haben — und um nicht drei oder vier Monate untätig dort liegen zu bleiben, nahm Kapitän Burns Fracht nach New York. Weshalb er dort nicht verschickte, ist vorläufig unklar. Vielleicht hielt er es nicht für erforderlich, da die Fahrt so kurz und die Fahrzeit so günstig war, oder er nahm an, daß es hier geschehen würde, denn der Firma hat er die Charterung gemeldet. Aber der Brief mit dieser Meldung ist ungewöhnlich lange unterwegs gewesen, genug — die „Hammonia“ wurde beim Einlaufen in den Hafen von einem amerikanischen Vollschiff angelegt, hat schwere Havarie erlitten, sofort Wischen müssen und liegt jetzt im Dock zur Reparatur. Nun aber kommt das Unangenehme der Sache! Das Unglück ist früher geschehen, als hier die Versicherung der „Hammonia“ für die Tour nach New York perfekt wurde, somit war das Schiff am Tage des Zusammenstoßes außer Versicherung.“

„Das ist wirklich Unglück,“ sagte Herr Rissen, „aber der Amerikaner muß doch den Schaden tragen?“

„Mühte wohl,“ bestätigte der Konful, „aber der Amerikaner ist ein smart boy und giebt Kapitän Burns die Schuld, und so kommt die Sache zum Prozeß, für dessen Führung Burns natürlich den geriesten Advokaten zu engagiren sucht, und das ist Vetter Wendhoef.“

„Und da fragt er erst bei Dir an?“

„Er ist übermäßig beschäftigt und dadurch, wie es scheint, wäherlich geworden. Genua, er fragt bei mir in vertraulicher Weise an, was ich von der Firma halten, und ob ich ihm rathe, die Sache anzunehmen? Er bemerkt auch gleichzeitig, daß er vorläufig bis zur Antwort den gleichlautenden Antrag der Gegenpartei unberücksichtigt lassen würde. Kapitän Burns hat selbstverständlich seinen Prinzipal die Sachlage mitgetheilt; der Brief ist diese Nacht mit dem fälligen Dampfer von London gekommen zugleich mit dem Brief von Wendhoef an mich; ich hörte es von dem alten Elfe.“

„Sind doch Haupterle, die amerikanischen Advokaten!“ lachte Herr Rissen. „Bartei und Recht kommt nach Erörterung des nervus rerum, und die Moral ergibt sich von selbst.“

„Ich glaube, hier wäher noch andere Motive ob,“ erwiderte der Konful, „indef, wer kann's wissen! Ein Schlaupfrop war mein Vetter immer; so lange ich drüber war, habe ich oft Gelegenheit gehabt, seine Fingigkeit zu bewundern.“

Am nächsten Vormittag ging Frau Wendhoef nach der Deichstraße, um mit Elfe's Mutter ein kleines Zwiesgespräch zu halten.

Frau Schenten befand sich in ihrem Boudoir, wie sie das Zimmer zu nennen pflegte, in dem sie den größten Theil des Tages mit Nichtsthun verbrachte. Sie saß in einem bequemen Lehnstuhl am Fenster, welches aus einer einzigen großen Spiegelscheibe bestand, und blickte bald hinab auf die belebte Straße, bald in einen kleinen Spiegel, vermittelst dessen sie den Innenhofen übersehen konnte; derselbe war eben bis zum Rande gefüllt, denn es stand Springbrunn im Kalanden, und zudem blies ein heiser Nordwester. Nur noch einige Fuß mehr brauchte die Luft anzulaufen, dann waren die niederen Straßen überflümmt und die Kellerwohnungen gefüllt. Indef, Frau Schenten fühlte sich zufrieden und geborgen; ihr Haus lag beträchtlich höher als die anderen, und ihre Keller wurden bei gewöhnlichem Hochwasserstande nicht überfluthet. Ein Härtchen ruhte vor ihr auf dem Nähtischchen, welches bereits die Hoffnung auf endliche Wollensba verloren haben mochte, denn es war grau vor Alter und Langeweile. Das Feuer protestirte lustig im Kamin und spiegelte sich in den blank gebohten Möbeln; die Chocoladenfarbene seidene Tapete mit eingewirkten Goldfäden, die Ueberzüge der Stühle und Sophas von derselben Farbe in Sammt und Atlas, der zierliche Schreibtisch, die kleine Bibliothek, alles sah so anmüthig und frisch aus, daß man unwillkürlich geneigt war, die Bewohnerin dieses eleganten Raumes für eine junge, schöne Frau zu halten, und doch traf dies so wenig zu.

Frau Christiane Schenten hatte bei einer, wie schon früher angedeutet, etwas zu vollen und kleinen Figur eine völlig nichtsagende Physiognomie, die sich nur durch einen gewissen Zug von Weichheit, oder, wie andere behaupteten, von Langeweile kennzeichnete und bei dem völligen Mangel der Augenbrauen fast komisch erschien. Sie hielt sich für die beste Seele von der Welt, für eine Kreuzträgerin, deren Drogenkütle überall, selbst von ihrer Stiefkinder, verkannt wurden; trotzdem konnte sie aber jedem, die Mitglieder der eigenen Familie nicht ausgenommen, irgend welchen Ratel anhängen, auch wenn sie den Betreffenden noch eben scheinbar sehr herzlich entlassen hatte.

Frau Schenten sah also im Lebensstich am Fenster, in der Hand ihre Lieblingslektüre, den „Hamburger Beobachter“, ein Blatt, welches vorzuziehliche Vorkalenderliche zu bringen pflegte. Gestimmt lag sie auf, als der Diener die Thür öffnete und zugleich, ihm auf den Fuß folgend, eine Dame so rasch eintrat, als fürchtete sie, sonst nicht angenommen zu werden.

„Guten Tag, liebe Frau Schenten!“ lautete der Gruß schon aus dem Dinergrunde der Stube, und dann erschienen diejenige vor ihren erkaunten Blicken, die sie am wenigsten zu sehen erwartete mochte. „Ich kann doch unmöglich das Jahr beschließen, ohne unser kleines Mißverständniß aufzuklären“, fügte Frau Wendhoef hinzu mit der unschuldigen Miene von der Welt und nahm auf dem gegenüberstehenden Kautheil ungenirt Platz.

„Ich weiß von keinem Mißverständniß,“ versetzte Frau Schenten mit einer nicht zu verkennenden Bewegung des Kopfes. „Ich meine Ihnen deutlich genug geschrieben zu haben.“

„Ihr lebenswürdiges Briefchen liegt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig!“ die junge Frau lächelte unbefangene bei diesen Worten — „und ich kam nur hierher, um gerade heraus zu fragen, weshalb Sie den Verkehr in meinem Hause für einen „unpassenden“ halten? Denn das war doch der Sinn Ihres lieben Briefchens, wenn ich recht verstanden habe?“

„Nun ja — eigentlich — aber ich habe Sie und Ihren Herrn Gemahl durchaus nicht damit beleidigen wollen.“

„Das ist ein sehr lobenswerther Vorschlag,“ liebte Frau Schenten, und ich will mich bemühen, an Ihren Worten nicht zu zweifeln, aber ich möchte doch nochmals fragen: weshalb halten Sie mein Haus für einen unpassenden Verkehrsort für Ihre Tochter, die ich, beiläufig gesagt, recht lieb habe?“

Frau Schenten war noch ein wenig blaßer geworden als gewöhnlich; das Zeitungsblatt in ihrer Hand behalte leise, und sie wachte augenscheinlich nicht die passende Antwort zu finden.

„Weil bei Ihnen Leute verkehren“, stieß sie endlich hervor, „wie diese Mamfell Westermann, deren Ruf —“

„O bitte“, unterbrach Frau Wendhoef und eröthete plötzlich. „Sie wollen jedenfalls sagen: deren Ruf der allerbeste ist? Denn das Gegenüber, wenn Sie darauf beständen, es auszusprechen, müßte ich doch Herrn Wendhoef mittheilen, und was die Folge sein würde, wissen Sie wohl? Denken Sie doch an die Frau des armen P., die durch solche unvorsichtige Aeußerung sich und ihre ganze Familie in Noth und Trauer brachte; ich glaube, sie hat vier Wochen liegen müssen! Nicht wahr, liebte Schenten, Sie wollten Niemandes Aufangreifen, der zu den Freunden meines Hauses zählt?“

„Schenten will nicht, daß unsere Tochter ein Haus besucht, wo Mamfell Westermann ein- und ausgeht!“ pläzte die geängstigte Dame heraus.

„Ihr Herr Gemahl will das nicht?“ fragte die junge Frau scheinbar erkaunt. „Er ist doch sonst ein so vernünftiger Mann, und Sie selbst würden nichts dawider haben?“

„Nein — ja — nein!“ Elfe will es auch nicht, wir wollen es beide nicht, denn wir wissen etwas von ihr.“

„Sagen Sie, wie gut es ist, wenn man Gelegenheit nimmt, sich auszusprechen!“ sagte Frau Wendhoef mit vollkommener Ruhe. „Glauben Sie mir, liebe Frau Schenten, Fräulein Westermann ist ein durchaus feingebildetes, lebenswürdiges und achtbares Mädchen, die sich nie eine zweideutige Handlungsweise zu Schulden kommen lassen wird; sie besitzt die trefflichsten Eigenschaften, darunter zumal eine, die jede Frau von Herz und Gemüthe besitzen sollte, ich meine damit, sie würde nie über andere schlecht sprechen. Ich hoffe, mich vorläufig ausgedrückt zu haben. Wenn Sie Ihrer Tochter verbieten, mit dieser oder jener zu verkehren, so ist das natürlich ein Recht, das Ihnen Niemand bestreiten wird, aber etwas Anderes ist es, wenn Sie die Ehre von Leuten angreifen, die bei uns verkehren, denn dann greifen Sie uns ebenfalls an, und überdem — Fräulein Westermann steht unter dem speziellen Schutze meines Mannes.“

„Auch dann,“ sagte die Dame sehr ruhig im Vorgefühl ihres Triumphes, „auch dann, wenn Herr Wendhoef erzählt, daß die Mamfell sich Abends im Jungfernhäus mit Herrn umher treibt.“

„Das wäre ja schrecklich!“

„Awwohl! Und das hat Herr Schenten selbst gesehen!“

Sie lebte sich nach diesen Worten in den Stuhl zurück und schloß, im Bewußtsein ihres Sieges, einen Moment die Augen.

„Das hat Herr Schenten selbst gesehen?“ wiederholte die junge Frau. „Bitte, liebte Frau Schenten, wann mag das Unglaubliche sich ereignet haben?“

„Reulich Abends, als Elfe zum letzten Male bei Ihnen war und Sie ihr den hübschen Kamm schenkten. Leider muß ich gestehen,“ sagte Frau Schenten hinzu, „daß dieser Matta es ist, unter Resten, an denen der Mannell ganz frech an meinem Manne vorbeilief.“

Die junge Frau lachte laut auf.

„Und Herr Schenten hat Ihnen nicht erzählt, daß wir, nämlich Ihre Elfe, mein Mann und ich, unmittelbar hinter den jungen Leuten gingen? Der Spah ist unerschütterbar!“

„Von Doktor Binder schenkte Frau Wendhoef mit großer Wohlthätigkeit.“

„Nein!“ kam es gedehnt aus dem Munde der Frau Schenten. „Das ist nicht — möglich! Elfe hat uns kein Wort davon gesagt!“

„Was denn auch? Sie sowohl wie Ihr Gemahl sind so eingenommen gegen Fräulein Westermann,“

daß ich es Elfe sehr verdenken würde, wollte sie sich in einen Wortwechsel mit ihren Eltern einlassen, der ihr doch nur eine Zurechtweisung eintragen würde. Glauben Sie mir, Ihre Elfe ist ein kluges Mädchen, klüger als manche Frau.“

„Aber er hatte die Person doch am Arm!“ sagte Frau Schenten ganz schlaflos.

„Hat Ihnen in jungen Jahren nie ein Herr den Arm geboten, beste Frau Schenten? Das sollte mich doch sehr wundern! Und was würden Sie angeht haben, wenn man Sie deshalb eine — Person genannt hätte?“

Die Dame überhörte die letzte Frage.

„Mein Mann kann diese — die Familie Westermann nun einmal nicht ausstehen!“ entfuhr es ihr unwillkürlich.

„Das ist's ja, liebe Schenten,“ gab Frau Wendhoef zu, „und eben dieser Haß treibt auch Sie zu Ungerechtigkeiten, die Jedermann, d. h. jeder verständige Mensch, beurtheilen muß. Was hat das junge Mädchen Ihnen gethan, daß Sie ihr die Ehre, wenigstens den guten Ruf abzuschneiden wollen? Nun, ich hoffe, Sie werden sich die Sache nochmals überlegen, ehe Sie uns den Krieg erklären.“

Sie war aufgestanden und bot der Dame freundlich die Hand zum Abschied, als sich die Thür öffnete und Herr Schenten über die Schwelle trat. Er sah sehr erschauert aus; die Folge Ruhe, die er als Hamburger Millionär stets, auch den Seinen gegenüber, zur Schau trug, schien momentan ihn gänzlich verlassen zu haben. Er hatte offenbar kein Zimmer noch nicht betreten, wachte nichts von dem Besuche bei seiner Frau, denn er trug den Hut auf dem Kopf, und das spanische Rohr in der Hand. Als er Frau Wendhoef erblickte, blickte er etwas wie ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht, er nahm ein wenig Hut ab und schritt eheverbiethig näher.

„Welch hübsche Ueberraschung,“ sagte er galant und fühlte die Fingerspitzen der Dame, „ich preise den Zufall, der mich zuerst in das Zimmer führte, oder — vielleicht war es mehr als Zufall — der Zug des Herzens.“

„Nicht, gnädige Frau!“ erwiderte Frau Wendhoef mit dem angenehmen Lächeln zu versichern. „Ich bin ich auch von meinem Manne gewohnt, und so gehört es sich. Aber nicht wahr, Sie stimmen mit Ihrer Frau Gemahlin überein, daß Fräulein Elfe uns übermorgen Abend besuchen darf?“

„Ohne Zweifel, gnädige Frau!“ beeilte sich Herr Schenten mit dem angenehmen Lächeln zu versichern. „Ich bin Ihnen sogar recht dankbar, wenn Sie das Kind ein wenig unter Ihre Fittiche nehmen wollen, sie ist oft gar zu natürlich!“

„Lassen Sie ihr das Natürlichke,“ erwiderte Frau Wendhoef ernst, „es schüß vor Verstellung und Unwahrheit und auch vor Mißverständnissen.“

„Die so leicht eintreten können,“ sagte Frau Schenten hinzu, obgleich sie das veränderte Wesen ihres Mannes nicht begriffte.

„Die aber ohne jede tiefere Bedeutung sind, wenn man sich ehrlich ausspricht.“ Die junge Frau lachte wieder bei diesen Worten, dann reichte sie ihrer Gegerin die Hand und verabschiedete sich vom Hausherrn mit einem tiefen Knix, ohne ihm Gelegenheit zum Handkuss zu bieten, aber mit den Worten:

„Ich rechne also fest auf Elfe's Besuch.“

„Schenten! Ich begreife Dich nicht!“ waren die ersten Worte der Dame, als das Ehepaar sich allein befand, und dabei blühte sie ihren Mann kopfschüttelnd an. „Erst gebädest Du Dich wie ein Wüthch, willst dem Mädchen den Kopf abreißen, sobald sie Wendhoef's Schwigle wieder betritt, und nun —“

„Und nun,“ erwiderte er kurz und äraerlich, „ein ich damit einverstanden, daß sie kein Haus besucht.“ Die Motive zu nennen, erklärte Du mir wohl, jedes Kind, es sind subtile Geschäftstheorien, die mich dazu bestimmen und die Du nicht verstehen würdest.“

„So! Herr Wendhoef hat Dir wohl auch ein Mädchen erzählt, wie sie mir vorhin, oder — Du sahst ja so auffallend glücklich aus bei dem Anblick der hübschen Frau?“

„Ah wiederhole Dir, es sind ge-

schäftliche Gründe vorhanden, die es durchaus fordern, mich mit Wendhoef gut zu stellen. Elfe geht also hin, ohne Widerrede, und später wollen wir die Leute auch einladen; man kann ja immer wieder abschwören.“

„Da möchte einem der Verstand stille stehen,“ sagte Frau Schenten und blickte gen Himmel; „ist mir so etwas schon im Leben vorgekommen! Also mit Mamfell Westermann wird jetzt Umgang gehalten bei Wendhoef im Hause!“

„Aber die Anzüglichkeit verlag ungebühr, Herr Schenten hatte bereits das Zimmer verlassen.“

Draußen vor dem Dammthor, in der Villa Wendhoef, saßen die beiden jungen Ehepaare beim Nachtschlaf und amütheten sich köstlich über das Resultat des heutigen Besuchs in der Deichstraße und über einen anderen Anlauf gemacht hatte.

„Heute Morgen gegen zehn Uhr,“ erzählte Herr Wendhoef, „kam der Professor Stelle zu mir. Ich habe den alten ephraim Mann gern, konnte aber doch nicht umhin, ihm auf sein Gesicht ganz entschieden zu erwidern, daß zwar der New Yorker Advokat ein Vetter von mir sei, ich mich aber durchaus nicht bewegen fühle, zu Gunsten A. H. Schentens einen Liebesbrief an ihn abzufassen, und vorzöge, dem Herrn Vetter vorläufig nicht zu schreiben. Der Alte gab alle möglichen guten Worte, sprach von einem sehr großen Geldverluste, wenn es nicht gelänge, diesen ausgezeichneten Advokaten zu gewinnen, und deutete mir schließlich an, daß Herr Schenten mehr noch als den Verlust die Blamage fürchte, welche die unentlassene Verschwiegenheit, das heißt so viel wie eine leichtsinnige und unordentliche Geschäftsführung, ihm bereiten könnte! Und da hat er ganz recht: die Firma verzeichnet ohnehin schon recht bedeutende Unfälle. Schließlich rechnete ich aber dem alten Herrn die Taktlosigkeit seines Prinzipals vor, worauf er schweigend abging.“

„Und dann kam Schenten selbst?“ fragte Herr Rissen, indem er seinem Schwager ein Glas Champagner einschenkte.

„Dann kam Schenten selbst zu mir,“ fuhr der Konful fort, „aber nicht in's Comptoir, sondern auf meinen Stand an der Börse; und da war natürlich alles ein großes Mißverständniß, nur nicht — unsere alte Freundschaft.“ Von dem Wüth seiner Frau an Dich wachte er scheinbar kein Sterbenswort; selbstverständlich würde Elfe uns gern besuchen, so oft wir es wünschten etc. Er schenke sehr aufgeregt, das Feuer brannte ihm auf den Nägeln, wie man sagt, denn er hat mich insändig, die heutige Post nach London zu benutzen, um an den Vetter zu schreiben. Und als ich zähe that und meinte, ich wolle mir die Sache erst reiflich überlegen, gab er mir sein Wort, er würde dafür sorgen, daß das „Mißverständniß“ zu unserer völligen Zufriedenheit aufgeklärt werde.“

„Was wirst Du thun?“ fragte Frau Wendhoef ihren Mann.

(Fortsetzung folgt.)

In einer Stadt in Kansas hatte eine Dame eine White Elephant Party arrangirt. Jede Teilnehmerin sollte einen Gegenstand mitbringen, für den sie keine Verwendung mehr hätte, der ihr aber zum Fortwerfen doch noch zu gut schien. Der Tag der Party kam, die Damen versammelten sich, und alle hatten den betreffenden Gegenstand mitgebracht. Die meisten — ihren Mann.

Ganz ungefährlich ist der Phonograph als Kampagnemedium nicht: durch Verwechslung der Parteinamen könnte eine schöne Bescherung angerichtet werden.

Der Natamit, eine Art Kranich, soll der intelligenteste aller Vögel sein. Die Eingeborenen Venezuelas verwenden ihn anstatt des Schäfersbundes als Hüter ihrer Heerden. Wie weit der Natamit auch mit seiner Herde wandert, er findet am Abend doch stets heim, wobei er seine Schutzbefehlshaber vor sich her treibt und vollständig abrichtet. So betrachtet eine naturwissenschaftliche Korrespondenz, der wir die Verantwortung für ihre sonderbar klingenden Angaben überlassen.



Reitender über des Nachts im Schlafe erschert wird; Oh, das In-selbstverlehen die hier auch nicht erlauben zu haben.